

Mehr als nur kuscheln

Therapiehündin Neyla besucht regelmässig Kinder mit Beeinträchtigung in der WG-Kunterbunt in St. Gallen.

Aline Baumgartner

Vorsichtig schlängelt sich Golden Retriever Neyla zwischen drei Rollstühlen hindurch und setzt sich auf das «Sitz» von Kathrin Michel neben das Rad eines Stuhles. Die dunkelbraunen Augen der Hündin sind fixiert auf Michels Gesicht, ihr Schwanz wedelt langsam hin und her. Eine kleine Hand nähert sich vom Rollstuhl her dem Kopf der Hündin und streichelt vorsichtig das goldene Fell. Neyla lässt die Streichelei mit sich geschehen und hechelt gelassen, den Blick noch immer auf Michel gerichtet. Das Mädchen, dessen Hand Neylas Fell immer mutiger streichelt, fängt an, breit zu lächeln.

Seit 2019 sind Golden Retriever Neyla und Besitzerin Kathrin Michel als Therapiehundeteam unterwegs. Üblicherweise besucht das Team Seniorenzentren, Schulen und – so wie heute – die WG Kunterbunt in St. Gallen. Die WG Kunterbunt ist ein Angebot der Stiftung Joël Kinderspitex, bei dem Kinder mit einer schweren Beeinträchtigung an verschiedenen Wochenenden von Pflegefachpersonen betreut werden, um die Familien zu entlasten.

Freude steht im Mittelpunkt

Einerseits ist das Therapiehundeteam hier, um Freude bei den Kindern zu wecken, andererseits, um Anspannungen zu lösen. «Es kommt manchmal vor, dass Kinder um Neyla anfangen, zu brabbeln und zu lachen, und mir die Betreuenden dann sagen, dass das Kind das schon lange nicht mehr gemacht hat», sagt Kathrin Michel stolz.

Astrid Baumgartner hat die WG Kunterbunt gegründet und erzählt, warum ein Therapiehund sinnvoll ist für die Kinder. «Der regelmässige Besuch von Neyla ist für die Kinder ein fixer Bestandteil des Wochenendes,



Therapiehündin Neyla besucht regelmässig die WG Kunterbunt in St. Gallen.

Bild: Aline Baumgartner

auf den sie sich freuen. Wenn sie einmal nicht kommt, fragen die Kinder nach ihr.» Die Hündin könne auch bei der Kommunikation unterstützen. Baumgartner sagt: «Wir haben Kinder, die motorisch eingeschränkt sind, Neyla kann ihnen helfen, sich auszudrücken, Ängste abzubauen und das Selbstvertrauen zu stärken.»

Dass Freude bei den Kindern geweckt wird, zeigt sich,



Kathrin Michel, Besitzerin von Neyla. Bild: Aline Baumgartner

sobald Neyla einen Raum betritt. Kaum kommen Kathrin Michel und die Hündin durch die Tür, versammeln sich schon drei Kinder im Rollstuhl um den Golden Retriever. Neyla lässt sich nicht ablenken und folgt brav ihrer Partnerin, welche ihr das Handzeichen zum Sitzen gibt. Eine Hand nach der anderen streckt sich nach Neyla aus und streichelt liebevoll ihr Fell.

Aus dem angrenzenden Zimmer kommt der sechsjährige Jan* und gesellt sich zur Gruppe. Er hat eine Gesichtsfehlbildung und zwei Glasaugen. «Wer ist da?», fragt der Bub und tastet sich vorsichtig voran. «Dreh dich ein bisschen und streck deine Hand aus», antwortet Michel. Achtsam tastet sich Jan in Richtung Hündin und berührt schliesslich ihr weiches Fell. «Ein Plüschtier? Nein! Neyla?», errät Jan.

Michel lächelt erfreut: «Er hat seit drei Jahren Angst vor Neyla und hat sie nie angefasst. Trotzdem zeigt er immer Interesse und fragt nach ihr. Das war gerade der erste Kontakt zwischen den beiden.» Es ist der Goldacherin wichtig, niemanden den Kontakt mit Neyla aufzuzwingen. «Es ist egal, ob es Kinder sind oder Seniorinnen und Senioren. Ich mache dann mit ihr einen Bogen um die betroffene Person. Es bringt nichts, wenn man den Kontakt erzwingt.»

Der Hund hat Vorrang

Auch bei den Kindern, die keine Angst haben, bleibt Michel stets wachsam. «Es kann immer sein, dass ein Kind sich verkrampft und sich mit einer Hand im Halsband verfängt.» Für diesen Fall hat Neyla ihr spezielles

Halsband an, das mit einem einfachen Klick aufgeht.

Auch wenn es hierbei um die Sicherheit der Patientinnen und Patienten geht, steht Neylas Wohl an erster Stelle. «Das fand ich an der Therapiehundebildung sehr schön. Das Wichtigste war immer, dass es dem Hund gut geht.» Wenn ein Hund gerade nicht mag, dann gäbe man ihm die Zeit, die er braucht. «Wir sind ein Team und versuchen, alles miteinander so hinzubringen, dass es uns beiden wohl dabei ist.»

Kathrin Michel nimmt bei einem Einsatz immer Karottensticks für Neyla mit – ihr Lieblingsnack. Sie sind gut geeignet, um den Patientinnen und Patienten zu verteilen, damit sie diese Neyla verfüttern können. Mit der Länge der Stäbchen ist nämlich ein Sicherheitsabstand zwischen Hand und Schnauze

garantiert. «Viele haben bei kleineren Snacks Angst, dass Neyla in den Finger beisst», sagt Michel.

Noah, mit 16 Jahren der Älteste aus der Gruppe, ist der Erste, der sich traut, Neyla zu füttern. Michel führt Neyla zu Noah und deutet der Hündin per Handzeichen, wo sie sich platzieren soll. Ganz nahe setzt sie sich an seinen Rollstuhl und schaut geduldig auf seine Hand, die jetzt eine Karotte hält. Etwas nervös führt der Junge die Hand näher zu Neyla. Mit einem sanften Nibbeln nimmt sie die Karotte entgegen und schmatzt sie gemütlich hinunter. Noah lacht erfreut auf und streichelt den Kopf der Hündin.

Anstrengend, aber schön

Nach 45 Minuten und einem Blick in Neylas Augen beschliesst Kathrin Michel, den Einsatz zu beenden. «Nach zirka 45 Minuten merke ich, dass die Konzentration und die Geduld von Neyla nachlassen. Wenn wir dann nach Hause kommen, schläft sie den restlichen Tag über. Ein Einsatz ist mindestens so ermüdend, wie wenn wir drei bis vier Stunden laufen gehen.»

Auch an Michel gehen die Einsätze nicht spurlos vorbei: «Nach den ersten paar Einsätzen ging es mir meistens nicht gut. Ich war erschöpft und musste verarbeiten, was wir gerade erlebt hatten.» «Die Schicksale dieser Kinder gehen mir ans Herz. Ich musste zuerst lernen, damit umzugehen.» Mit grosser Dankbarkeit werden Neyla und Kathrin Michel verabschiedet. Michel ist zufrieden: «Es ist streng, aber sehr rührend. Die Reaktionen, die von den Patientinnen und Patienten kommen, geben mir viel zurück.»

*Die Namen der Kinder wurden aus Datenschutzgründen geändert.

Nachgefragt

«Ein Hund ohne seinen Partner ist kein Therapiehund»

Sabine Schätzle ist Teamtrainerin beim Verein Therapiehunde Schweiz und bildet seit 2018 in Chur Therapiehundeteams aus. Was einen Therapiehund ausmacht, was die Anforderungen an einen Hund und seine Besitzerin oder seinen Besitzer sind und warum man für die Einsätze kein Geld annehmen soll, erzählt sie im Interview.

Eignet sich jeder Hund für eine Ausbildung zum Therapiehund?

Sabine Schätzle: Theoretisch kann jeder Hund ein Therapiehund werden. Es kommt nicht auf die Grösse oder die Rasse an. Der Hund muss menschenfreundlich sein und darf kein aggressives Verhalten zeigen. Er darf bei ungewohnten Geräuschen nicht erschrecken und sollte Menschen und Artgenossen gegenüber aufgeschlossen sein.

schen nicht erschrecken und sollte Menschen und Artgenossen gegenüber aufgeschlossen sein.

Andere Institutionen nehmen Geld für die Einsätze der Therapiehundeteams an, warum machen Sie das nicht?

Ein Hund kann nicht sagen, wann er genug hat und nicht mehr mag. Wenn man für eine Arbeit, die freiwillig sein soll, Geld annimmt, kann das schnell ausgenutzt werden. Wenn die Besitzer mit ihrem Tier Geld verdienen können, beachten sie eventuell die Grenzen des Tieres nicht mehr und überfordern es. Das wollen wir verhindern. Mehr als drei Einsätze pro Woche sollte man dem Tierwohl zuliebe nicht machen, ein Ein-

satz ist sehr anstrengend für den Hund.

Ist der Begriff Therapiehund Ihrer Meinung nach die korrekte Bezeichnung für den Hund?

Das Wort Therapiehund ist kein geschützter Begriff. Man darf es also durchaus sagen. Ein Therapiehund ist allerdings nur zusammen mit der ausgebildeten Person einsetzbar. Man kann nicht den Hund ausbilden und einer anderen Person abgeben und sagen «Hier hast du einen Therapiehund». Der Verein Therapiehunde Schweiz nennt das Team von Besitzer und Hund «Therapiehundeteam». Der Hund ist ja ohne ausgebildeten Besitzer nicht als Therapiehund einsetzbar.

Wie sieht das Schulungsprogramm von Hund und Halter aus?

Die Hunde werden mit verschiedensten Objekten und Situationen vertraut gemacht, die ihnen bei der Arbeit begegnen können. Seien dies Rollstühle, Krücken, schreiende Patientinnen oder

Patienten, laute Geräusche, ungewohnte Berührungen und so weiter. Die Hunde dürfen weder erschrecken noch bellen. Wenn ein Hund in der Schulung jemanden anbellt, muss nachvollziehbar sein, warum das geschehen ist. Aus diesem Grund wird nach Ausbildungsende ein Abschlusstest durchgeführt, um sicher zu sein, dass die Hunde für die Aufgabe geeignet sind. Auch die Hundehalterinnen und -halten müssen lernen, wie man korrekt mit Patientinnen und Patienten umgeht. Zum Beispiel, wie man mit Schwerhörigen, Blinden oder Alzheimerpatienten richtig spricht. Ausserdem müssen die Halter lernen, wie man den Hund vor einem Einsatz richtig pflegt und bei ihm Krankheiten erkennt.

Was unterscheidet denn einen Therapiehund von einem Assistenzhund?

Ein Assistenzhund ist einer bestimmten Person zugeordnet, hat also einen Besitzer, für den er ausgebildet ist. Er ist also nur bei einer Person einsetzbar. Blindenhunde oder Epilepsiewarnhunde gehören zum Beispiel zu den Assistenzhunden. Ein Therapiehund ist zwar im Team mit einer bestimmten Person tätig, aber nicht speziell für eine Person ausgebildet worden. Ein Therapiehund hat ein breiteres Einsatzspektrum und kann mit ausgebildetem Besitzer vielseitig in Therapiesitzungen unterstützen und vielen Menschen helfen. (alb)



Sabine Schätzle ist Teamtrainerin, beim Verein Therapiehunde Schweiz. Bild: PD